

## LITAUISCHE WOLKEN

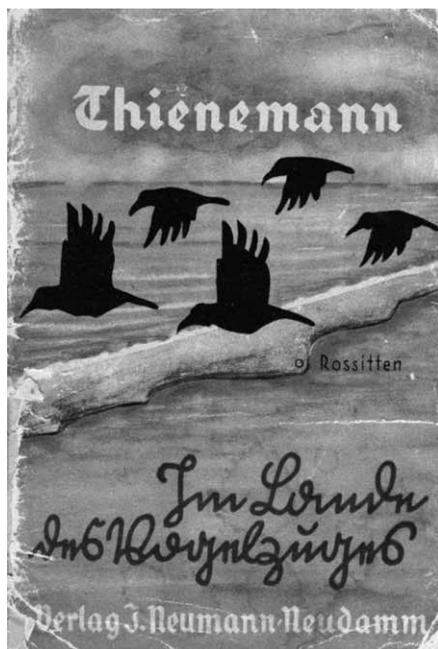
### Reisen ins sowjetische Baltikum 1985 – 1989

Michael Beleites

#### Vorgeschichte

»Der Name *Beleites* hört sich ja litauisch an«, wunderte sich im Frühjahr 1984 ein Teilnehmer eines kirchlichen Umweltseminars in Rostock. Die Bemerkung kam von Carlo Jordan aus Ost-Berlin. Ich bestätigte, dass ich litauische Vorfahren habe, die vor fast 200 Jahren aus dem Memelland kamen. Und ich fragte Carlo, wie er darauf kommt. Er sagte, dass er *dort* war. So erfuhr ich von der Möglichkeit, ohne eine staatlich organisierte Reisegruppe die Sowjetunion zu bereisen. Man brauchte ein Visum nach Rumänien mit einer Durchreisegenehmigung durch die Sowjetunion. In der Sowjetunion angekommen, könne man dann die für die Durchreise vorgeschriebenen 48 Stunden überschreiten und hinfahren wohin man wollte – jedenfalls so lange bis man von der Miliz gestoppt wird. Das Risiko sei überschaubar: Es könne zwar passieren, dass man eine Strafe zahlen muss – aber nie mehr als man dabei hat. Und man kann des Landes verwiesen werden – was aber nicht schlimmer ist, als wenn man gar nicht erst hinfährt.

Nun lernte ich auch anderswo immer mehr Leute kennen, die auf eigene Faust, d.h. ohne vorgeschriebene Reisegruppe und -route, die Hochgebirge der Sowjetunion erkundeten. In der zweiten Hälfte der Achtzigerjahre war dieser Geheimtipp kaum noch geheim. Obwohl das Schlupfloch in das größte Land der Erde nicht ganz legal war und man das Zauberwort »Transitvisum« nicht gleich bei der ersten Unterhaltung zu hören bekam, haftete den Protagonisten der Bewegung »Unerkannt durch Freundesland« nichts Geheimnistuerisches an. Im Gegenteil: Sie strahlten eine ungezwungene innere Freiheit aus, die im grauen und ängstlichen Umfeld der späten DDR manchmal exotisch, aber immer ausgesprochen sympathisch wirkte. Zu den Bergsteigern, die es auf die Gipfel des Kaukasus und des Pamir zog, weil sie die Felsen in der Sächsischen Schweiz alle schon mehrfach bestiegen hatten, gehörte ich indes nicht. Stets hatte mich meine Höhenangst zuverlässig davor bewahrt, den Hochgebirgs-Kletterern zu folgen. Meine Traumziele waren in der Ebene, und sie lagen viel näher: Litauen und die Kurische Nehrung. Aber zur damaligen Sowjetunion gehörten sie ebenso wie die Gebirge Mittelasiens und die Flüsse Sibiriens. Insoweit bin ich kein typischer Vertreter der UdF-Bewegung; aber einiges von dem, was ich dank des Transitvisums zwischen 1985 und 1989 im damals sowjetischen Baltikum erleben durfte, möchte ich hier gern erzählen.



Thienemanns Rossitten-Büchlein »Im Lande des Vogelzuges« aus den 1930er Jahren weckte mein Interesse für die Kurische Nehrung.

Um verständlich zu machen, aus welchem Blickwinkel ich die dortigen Menschen und Landschaften in den Achtzigerjahren sah, muss ich auf meinen damaligen Hintergrund eingehen. Aufgewachsen bin ich in Trebnitz, einem Dorf im Zeitz-Weißenfelder Braunkohlerevier; einer ziemlich dreckigen Gegend. Von Kind an interessierte ich mich für Natur, vor allem für Vogelkunde, und half gerne bei einem Vogelbinger im Nachbardorf Luckenau. Von meiner Mutter bekam ich einmal ein kleines Heft aus den Dreißigerjahren geschenkt: »Im Lande des Vogelzuges – Für die Jugend aus Thienemanns Rossitten-Buch«. Darin ging es um die Kurische Nehrung, die Wanderdünen, die Elche, die Krähenfänger – und um den Vogelzug, den man nirgendwo auf der Welt so überwältigend zu Gesicht bekäme wie über der Kurischen Nehrung – jener schmalen Landzunge

zwischen Kurischem Haff und Ostsee, die sich von Cranz (35 km nördlich von Königsberg) fast 100 km nach Nordosten bis nach Memel erstreckt. Irgendwann erfuhr ich, dass Johannes Thienemann, der um 1900 die weltweit erste Vogelwarte in Rossitten begründet, die Vogelberingung in die Wissenschaft eingeführt und 1927 dieses fesselnde Buch geschrieben hatte, seine Kindheit und Jugend im Pfarrhaus von Zangenberg bei Zeitz verbracht hatte. Als ein ebenfalls ornithologisch interessierter Pfarrerssohn, der hundert Jahre später in dieser Gegend aufwuchs, galt mein Interesse natürlich auch der Geschichte des Johannes Thienemann. Nur eines war ausgesprochen betrüblich: Die Kurische Nehrung, die man nach der Lektüre Thienemanns unbedingt gesehen haben musste, war seit dem Kriegsende 1945 für Deutsche unerreichbar im russischen Ostpreußen, einer für Ausländer *verbotenen Zone*.

Neben der naturkundlichen Ebene gab es auch eine, die man als politische bezeichnen könnte. Auch sie hatte mit dem Zangenberger Pfarrhaus zu tun: Dort war in den Achtzigerjahren das Evangelische Kreisjugendpfarramt untergebracht, und dort trafen wir uns regelmäßig zum Kreisjugendkonvent. Von dort aus wurde ich zum Landesjugendkonvent delegiert; der tagte zwei Mal im Jahr auf Schloss

Mansfeld und war eine Art kirchliches Jugendparlament. Der Magdeburger Landesjugendpfarrer, Curt Stauss, stellte dort unter dem Stichwort »Schöpfung bewahren« ökologische Themen in den Mittelpunkt. Anfang 1982 fuhr ich erstmals zu einem kirchlichen Ökologie-Seminar nach Schwerin, das Jörn Mothes organisiert hatte. Ich war erst siebzehn, aber mit meinen Dias von Tagebaulandschaften und dort brütenden Bienenfressern hatte ich schnell den Ruf, eine Art Experte in der gerade entstehenden kirchlichen Umweltbewegung zu sein. So wuchs ich rasch in die kleine, aber überregionale ökologische Bewegung hinein. Vom ostthüringischen Gera aus, wo ich seit Beginn meiner Berufsausbildung zum Tierpräparator lebte, lernte ich über die Umweltgruppen recht schnell auch Leipzig, Jena, Potsdam, Ost-Berlin, Schwerin und andere Städte kennen. Und weil der Großvater meines Freundes Jörn Mothes bis 1945 Biologieprofessor in Königsberg war, waren auch Ostpreußen und die Kurische Nehrung wieder wichtige Themen.

Wirklich politisch wurde mein Mittun in der Umwelt- und Friedensbewegung aber erst etwas später: 1984 sprach mich bei einem Umweltgruppen-Treffen in Potsdam Reinhard Falter aus München an. Er war einer der Organisatoren der bundesweiten Herstdemonstration der westdeutschen Friedensbewegung, welche in jenem Jahr in Fulda stattfinden sollte. Man wollte nun nicht mehr wie noch 1982/83 die Atomraketen in den Mittelpunkt stellen, sondern die Ost-West-Blockkonfrontation als solche zum Thema machen. Und er fragte mich, ob es möglich sei, auf der gegenüberliegenden Seite im Osten eine Parallellaktion der ostdeutschen Friedensbewegung zu organisieren. Wir nahmen uns eine Landkarte – und fanden Meiningen als die Fulda gegenüber liegende Stadt im Osten. Es gab dann eine zeitgleiche Veranstaltung in der Stadtkirche von Meiningen; aber die Stasi verhinderte – in Ost wie West – das Verlesen der gegenseitigen Grußworte.

Was blieb, das waren regelmäßige Ost-West-Begegnungen eines Kreises von politisch und ökologisch interessierten jungen Leuten aus Ost und West. Diese Treffen waren eine Art politische Bildung im Freundeskreis und, zumindest für uns Ostdeutsche, eine riesige Horizonterweiterung. Unsere Denkschule war die eines Dritten Weges. Wir wollten keinen Sozialismus, aber auch keine Demokratie, in der die Summe der Einzelinteressen mehr zählt als die Allgemeininteressen – wie die Bewahrung der natürlichen Lebensgrundlagen. Aus diesem Kreis kamen dann auch West-Literatur und vor allem die Ermutigung, das heikle Thema des Sowjetisch-Deutschen Uranbergbaus in der DDR kritisch unter die Lupe zu nehmen. So schrieb ich seit 1986 am Manuskript meiner Studie »Pechblende – Der Uranbergbau in der DDR und seine Folgen«, die dann 1988 als Untergrund-schrift verteilt werden konnte und auch eine große Resonanz in den westdeutschen Medien fand. Obwohl schon seit 1982 ein Operativer Vorgang gegen mich lief, wurde mein Fall nun zum »politisch-operativen Schwerpunkt« der Stasi-Bezirksverwaltung Gera erklärt. So sehr dieser Hintergrund meinen Blick auf das Leben im Baltikum bestimmt hat, so sehr haben umgekehrt aber auch meine dortigen

Erlebnisse Einfluss auf meine naturkundlichen und politischen Sichtweisen gehabt. Dies traf insbesondere auf die Begegnungen mit unseren westdeutschen Freunden aus dem grünen Spektrum zu.

Nachdem unsere West-Freunde kein Visum für die DDR mehr bekamen, trafen wir uns ab 1985 in Prag und in Ungarn. Ab 1987 lief gegen mich dann auch eine Ausreisesperre, so dass ich überhaupt nicht mehr herausgelassen wurde. Erst im Sommer 1989 konnte ich wieder bei unserem Ost-West-Treffen dabei sein, diesmal in Polen. Polen war eigentlich seit der Ausrufung des Kriegsrechts 1981 für DDR-Leute nicht mehr zugänglich, außer man hatte eine persönliche Einladung – oder ein Transitvisum. In der Tat sind zu unserem Treffen im masurischen Nojdymowo 1989 etliche der ostdeutschen Teilnehmer mit einem solchen Dokument gekommen. Es war damals für viele der einzige Zugang nach Polen.

### Das Transitvisum

Ohne eine besondere Genehmigung durfte man als DDR-Bürger in den Achtzigerjahren nur in die Tschechoslowakei reisen. Der Westen und Jugoslawien waren ohnehin tabu; aber auch Polen und die Sowjetunion waren für Individualreisen gesperrt. Für Ungarn, Rumänien und Bulgarien konnte man ein Visum beantragen. Eigentlich war es gar kein Visum; denn das hätte ja das Ziel-Land ausstellen müssen. Offiziell hieß das A6-Blatt »Reiseanlage für den visafreien Reiseverkehr«. Auf dieser Ebene war nun auch die Sache mit dem Transitvisum angesiedelt. Der Schein war immer derselbe. Es kam einzig auf die Platzierung der Buchstaben XXX an. Auf dem Zettel gab es zwei Zeilen mit einer Aufzählung der sozialistischen Bruderländer; vor der einen stand das Wörtchen »nach«, vor der anderen stand »über«. Und wenn in der »Über«-Zeile die VR Polen und die UdSSR nicht durchgeixt waren, hatte man ein Transitvisum!

Wollte man es erlangen, dann musste man auf dem Antrag beim Büro für »Pass- und Meldewesen« der Volkspolizei eine Adresse in Nordost-Rumänien angeben und eine Zugverbindung über Lemberg/Lwow, die schneller war als jene über Budapest. Die Anschrift aus Suceava bekam ich von Carlo Jordan; die Bahnverbindung fand ich im Internationalen Kursbuch der Deutschen Reichsbahn. Im Mai 1985 versuchte ich eine solche Beantragung in Gera. Obwohl die Genossin in der Pass- und Meldestelle etwas skeptisch schaute, hat sie mir den Antrag abgenommen. Nach knapp vier Wochen bekam ich das Visum ganz normal zugeschickt. Auch meine Begleiterin, Katharina Voß aus Schwerin, erhielt es ohne größere Umstände.

### Meine Entdeckungsreise nach Litauen

Das Baltikum war kein typisches Ziel der UdF-Reisenden, es sind aber auch vor Carlo Jordan und mir schon viele dort gewesen. Vielleicht war es ein gewissermaßen sekundäres Reiseziel der Bergsteiger. Ortrun Staude erzählte mir zum Beispiel,

dass sie erst nach Litauen gefahren ist, nachdem sie Anfang der Achtzigerjahre im Kaukasus Litauer kennengelernt hatte. Als ich von Jes Albert Möller hörte, dass er mit Freunden per Transitvisum in Litauen war und sogar in Königsberg, wollte ich das im Sommer 1985 ebenfalls versuchen.

Nie vorher war ich in der Sowjetunion gewesen. Entsprechend aufgeregt war ich, als wir in Berlin-Lichtenberg den Schlafwagenzug nach Moskau bestiegen. Nach Abfahrt des Zuges wurden die einzelnen Waggonen verschlossen. Alle Mitreisenden hatten Tag und Nacht Schlafanzüge an. Jeder Wagen hatte seine eigene Schaffnerin

und seinen eigenen Samowar mit Koks-Befeuerung. Bald brachte man uns einen Grusinischen Tee in Teegläsern mit Metalleinfassungen. Als wir nach ein paar Stunden Bahnfahrt die kunstvolle Verzierung dieser Becher genauer betrachteten, relativierte sich unsere Freude über die schönen und solide gefertigten Gefäße: Das zentrale Motiv war eine Weltkugel, auf der obenauf und ganz allein der Spasski-Turm des Moskauer Kremls stand. Aus dessen Tür kamen allerhand Raketen und Sputniks herausgeflogen, die hoch zu den Sternen bzw. direkt in die über der Kreml-Welt scheinende Mondsichel hineinfliegen. Auch wenn dieses Szenario sowjetkommunistischer Ikonenkunst nicht wirklich beruhigend war, sorgte das überaus weiche Geschaukel der in Halle-Ammendorf gebauten Waggonen der sowjetischen Staatseisenbahn bald für einen ruhigen Schlaf.

Hellwach war ich aber, als noch vor dem Morgengrauen unser Zug über den Bug fuhr und dann in Brest in eine große Werkshalle hineingeschoben wurde. Dort koppelte man die Waggonen auseinander und hob sie einzeln hydraulisch nach oben. Damit die Reise auf der breiteren sowjetischen Spur weitergehen konnte, mussten die Fahrgestelle ausgewechselt werden. Für diese Prozedur waren drei Stunden vorgesehen, also genug Zeit für ausgiebige Kontrollen. Das erste Mal mussten wir alle Sachen auspacken, weil die Kontrolleurin »Narkotika« suchte, womit auch Arzneimittel gemeint waren. Die zweite Kontrolleurin fahndete ausschließlich nach Bibeln. Und als die dritte Kontrolleurin kam, fragte sie nach Wurst. Nichts Schlimmes ahnend, zeigten wir die beiden großen thüringischen Salami, die wir dank der Empfehlung von erfahrenen UdF-Freunden als Gastgeschenke mitgenommen hatten. Und ehe wir uns versahen, verschwanden unsere Salami in der großen schwarzen Leder-Aktentasche der uniformierten Genossin. In dieser



Raketensalven aus dem Kreml: Sowjetische Weltherrschaftsphantasien auf dem Teebecher

Tasche lagen bereits drei oder vier weitere Würste – alle waren genau so lang wie unsere Salami und passten exakt in diese Aktentasche.

Irgendwann wurde es hell, und der inzwischen wieder zusammengesetzte Zug fuhr in Richtung Moskau weiter. Mein Interesse an den weißrussischen Landschaften konnte kaum befriedigt werden, weil die Bahnstrecke zwischen Brest und Minsk nach beiden Seiten mit dichten Pappelpflanzungen gesäumt war. Und in Minsk mussten wir aussteigen. Dort wichen wir von unserer offiziellen Reiseroute um 180° ab – statt nach Süden fuhren wir nach Norden. Wir kauften keine Busfahrkarte nach Lwow, sondern eine nach Vilnius..

Die Landstraße zwischen den beiden Republik-Hauptstädten war über weite Strecken nur eine Schotterpiste. Nun sahen wir das weißrussische Land aus der Nähe: anmutige Dörfer und Kleinstädte mit bunten Holzhäusern, Feldern, Wiesen und vielen einzelnen Privat-Kühen. Irgendwann ging ein Ruck durch den Bus und wir waren auf glatter und breiter Asphaltstraße. In diesem Moment hatten wir die Grenze von der Weißrussischen zur Litauischen Sowjetrepublik passiert. Auch hier gab es schöne Holzhäuser, aber sie waren nicht rosa, hellblau und türkisgrün mit weißen Absätzen, sondern dunkelbraun, dunkelgrün oder ockergelb angestrichen. Aber hier wie dort waren in den Dörfern und Kleinstädten sämtliche Gebäude mit Well-Asbest-Platten eingedeckt.

In Vilnius angekommen, kramten wir die Telefonnummern aus, die mir Jes Möller aus Potsdam und Ortrum Staude aus Marienhöhe mitgegeben hatten. Ilona Midvekytė, eine junge Malerin, war nicht zu Hause. Am Apparat war ihre Schwester, Judita Akromenė. Allerdings erwiesen sich meine geringen Russisch-Kenntnisse als unerwünscht und mein noch miserableres Trebnitzer Schul-Englisch als absolut untauglich für eine einfache Kommunikation. Immer wieder war ich kurz davor, das Gespräch abubrechen, weil mir die ganze Sache so peinlich war. Schließlich hatten wir noch die Telefonnummer des Germanistik-Studenten Mindaugas Butkus in der Tasche – der heute Litauens Botschafter in Deutschland ist. Aber Judita am anderen Ende der Leitung ließ nicht locker, und irgendwann hatten wir uns doch verständigt: 17 Uhr am Glockenturm vor der Kathedrale. Judita kam und begrüßte uns überaus freundlich. Dann fuhren wir mit dem Bus zu ihnen nach Hause in einen Vorort von Vilnius. Sie wohnte zusammen mit ihrem Mann Eimuntas und ihrem Sohn Kristoforas im Haus ihrer Eltern. Da Ilona den sperrholzverkleideten Wänden des Treppenaufgangs mit Künstler-Ölfarbe eine schöne Musterung verliehen hatte, roch es dort etwas nach Terpentin – ein Geruch, den ich seither mit der angenehmen Atmosphäre in diesem hellen und gastfreundlichen Hause verbunden habe. Obwohl wir eigentlich fremde Leute waren und gänzlich unangemeldet kamen, wurde für uns sogleich ein Zimmer freigemacht. Und es gab Schwarztee, so viel und so stark, dass ich nachts kaum schlafen konnte. Die Stadt Vilnius und ihre Vororte wirkten heller als jede uns bekannte ostdeutsche Stadt. Auch hier gab es Plattenbausiedlungen, aber die Blöcke waren oft mit Wildem



Begegnung mit der Atmosphäre einer besonderen Stadt: Eimuntas und Ilona zeigen uns die Altstadt von Vilnius.

Wein begrünt. Und die neugebauten Einfamilienhäuser in den Vororten kündeten davon, dass es hier Architekten gab – auch das eine für uns völlig neue Erfahrung.

In den nächsten Tagen erkundeten wir die wundervolle Stadt Wilna/Vilnius. Beindruckende historische Architektur aus einer polnischen, litauischen, jüdischen und russischen Geschichte. Cafés, in denen litauische und estnische Studenten untereinander englisch sprachen; zweisprachige Straßenschilder, die die Namen nicht ins Russische übersetzten, sondern nur die litauischen Bezeichnungen in kyrillischer Schrift wiedergaben; volle katholische Kirchen mit betenden Menschen und ein leeres Kirchgebäude, das als »Museum für Atheismus« fungierte, aber eine eher religionskundliche Ausstellung zeigte. Der teils als Arbeiterviertel heruntergekommene Stadtteil Užupis war ein Geheimtipp. Von hier aus war die wunderbare landschaftliche Einbettung der Altstadt von Vilnius – die Czesław Miłosz als die »Hauptstadt der Wälder« beschrieben hatte – am schönsten zu erleben. Auch wenn manche meinten, dass Lenins Ober-Tschekist Feliks Dzierżyński von hier stammte, war in Užupis schon damals ein besonderer *genius loci* zu spüren; lange bevor dieser Stadtteil in den Neunzigerjahren von Künstlern zur »Freien Republik Užupis« ernannt wurde.

Wir lernten nun immer mehr Leute aus dem Freundeskreis von Judita und Eimuntas kennen. Später bin ich oft gefragt worden, ob wir in Litauen auch Dissidenten begegnet wären. Die Antwort ist, dass ich in Litauen eigentlich nie mit Menschen zu tun hatte, die nicht Dissidenten waren. Natürlich waren die jungen



Verfall und urbanes Potenzial: In Vilnius lag beides dicht beieinander.

Leute, die wir in Vilnius und Kaunas trafen, nicht vergleichbar mit den bekannten Moskauer Oppositionellen. Aber Leute, die ungefragt, offen und deutlich ihre Gegnerschaft zum Sowjetsystem zum Ausdruck brachten, waren sie alle. Was uns indes in einer ungeahnten Dramatik traf, war die unmittelbare Kriegssituation. Die Sowjetunion stand damals, 1985, in ihrem Afghanistan-Krieg, und sehr viele junge Litauer waren zwangsweise dorthin eingezogen. Nahezu jede Familie hatte selbst oder aus ihrem Umfeld jemanden dort; andauernd trafen Zinksärge mit toten Soldaten ein. Angst und Wut lagen über dem Land. Viele Litauer starben in einem Krieg, der nicht ihr Krieg war, sondern ein Krieg der Okkupanten. In Litauen sprach man auch von »Breshnews Krieg«.

Den Freunden aus Vilnius verdanke ich meine frühe Desillusionierung den Sozialismus betreffend. Irgendwann in einer abendlichen Gesprächsrunde, als die Pro-Amerika-Stimmung wieder mal hohe Wogen schlug, wandte ich zaghaft ein, ob nicht die globalen Zukunftsherausforderungen unter sozialistischen Verhältnissen effizienter angepackt werden könnten – wenn da nur nicht meist die falschen Leute an den Schalthebeln sitzen würden. Da stellte mir jemand im ruhigen Ton die einfache Frage: Michael, wenn im Sozialismus von Cuba bis zur Mongolei überall die falschen Leute an der Macht sind, denkst du dann nicht, dass das etwas mit diesem System selbst zu tun hat? Von diesem Moment an war die Sozialismus-Frage für mich beantwortet. Ich war nicht für den »Kapitalismus«,

aber bei unseren Debatten über einen »Dritten Weg« achtete ich fortan darauf, dass dieser nicht als pro-sozialistisch betrachtet wurde, nur weil er auch eine berechnete Skepsis gegenüber dem westlichen Modell zum Ausdruck brachte.

Eine Ahnung von einem real existierenden politischen Untergrund bekamen wir erst in Kaunas. Sowohl 1985 als auch ein Jahr später machte die Stadt Kaunas einen gänzlich anderen Eindruck auf mich als Vilnius. Die an der Flussmündung des Neris in die Memel / den Nemunas idyllisch gelegene Stadt war in der Zwischenkriegszeit die provisorische Hauptstadt des unabhängigen Litauen. Man betrachtete sie als die *eigentliche* litauische Stadt. Hier waren allerdings weniger historische Gebäude saniert als im polnisch geprägten Vilnius. Und irgendwie war in Kaunas die Abneigung gegen das Sowjetsystem deutlicher zu spüren als in Vilnius. Aber auch unsere Furcht vor der Polizei war hier größer. Vielleicht lag das auch nur daran, dass wir hier nicht ein helles Zimmer mit Familienanschluss im Villenvorort bewohnten, sondern eine von dem Maler Alvydas Bulaka als Lagerraum genutzte Bodenkammer. Alvydas meinte, wir sollten die Kammer im Dunkeln lieber nicht verlassen. Auch wenn seine hier gelagerten Ölbilder einen ähnlichen Geruch verströmten, wie wir ihn aus unserem Quartier in Vilnius kannten, fühlte sich Kaunas für uns damals irgendwie bedrohlich an.

Beim Blick aus dem Fenster der Bodenkammer sahen wir die riesigen Masten der staatlichen Störsender gegen Radio Free Europe, die über der Stadt drohten. Trotzig drehten die jungen Leute auch in der Öffentlichkeit beständig am Lautstärkeknopf ihrer Radios, weil die Störsender – angeblich wegen ihres immensen Energiebedarfs – nicht permanent, sondern nur im Minuten-Takt den Feindsender verrauschten. Im Museum über den Komponisten und Maler Čiurlionis fand ich ein Bild im Original, das bei mir zu Hause schon länger als Postkarte über dem Schreibtisch steckte, ohne dass ich von der litauischen Herkunft des Malers etwas wusste. Im von Tadeusz Ivanauskas begründeten Naturkundemuseum besuchte ich die Präparationswerkstatt – und traf meine dortigen Kollegen beim Präparieren von Wölfen und Elchen an. Ihre Präparationstechnik war professioneller, als ich das von den meisten Museen in der DDR kannte.

Als wir einmal in der Abenddämmerung einen aus dem Zoo entkommenen Flamingo eingefangen und zurückgebracht hatten, sahen wir auf dem Rückweg frisch gemalte Sprüche an Häuserwänden: »Laisvės!« und »Laisvės Lietuvoj!« (»Freiheit!« bzw. »Freiheit für Litauen!«). Bis morgen früh haben das die KGB-Trupps alles übermalt, sagten uns unsere Freunde – und so war es dann auch. So gehe das hier Nacht für Nacht. Wer erwischt wird, lande in den Kellern des KGB.

Ein Jahr später, im Herbst 1986, lernte ich über Carlo Jordan in Kaunas eine Familie kennen, die auf Ihre Ausreise in die USA wartete. Die Mutter stammte aus Estland. Die achtjährige Tochter sprach Estnisch und Litauisch, die Sprachen ihrer Eltern, ferner ein bisschen Russisch, das sie in der Schule lernte, und beacht-



Wettlauf mit dem KGB: Nächtliches Beschriften der Häuser und Mauern mit Freiheitssymbolen

lich gut Englisch, das ihr zu Hause unterrichtet wurde. Überhaupt hatten die Litauer einen viel weiteren Horizont als wir. Wir hatten Freunde und Verwandte in Westdeutschland – sie aber hatten Freunde und Verwandte in den USA, in Kanada, Frankreich, England oder in Australien. Und nahezu in jeder Familie gab es Menschen, die den Sowjet-Sozialismus in Sibirien kennengelernt hatten und deren Angehörigen dort begraben waren. Angesichts eines solchen Erfahrungshintergrunds fühlte sich das »Global-Denken« in unseren ökologischen Zirkeln in der DDR irgendwie provinziell an..

In Poberžė, nördlich von Kaunas, besuchten wir den Priester M. A. Dobrovolskis. Man nannte ihn »Pater Stanislovis«. Er war ein charismatischer und weithin geachteter Mann, der wegen seiner öffentlich vorgetragenen Kritik am



Oktober 1986 in Poberžė: Carlo Jordan im Gespräch mit Pater Stanislovis

Sowjetsystem viele Jahre im GULag verbracht hatte. Nun hatte man ihm eine entlegene Dorfgemeinde zugewiesen. Er wohnte in einem Holzhaus unmittelbar neben einer schönen aus Holz gebauten kleinen Kirche. Als er erfuhr, dass wir aus dem lutherisch geprägten Ostdeutschland kamen, offenbarte er sich als ein großer Verehrer des protestantischen Theologen Karl Barth.

Immer deutlicher wurde mir, dass die Menschen hier etwas hatten, was wir nicht hatten: ein positives Verhältnis zur eigenen Nation. Allmählich verstand ich, dass nationale Identität etwas anderes ist als ein Nationalismus, der andere Völker diskreditiert. Trotz der vielerorts erkennbaren Vorbehalte gegen Russen, die aus der Okkupationssituation resultierten, war der litauische Patriotismus nicht auf eine Überhebung der eigenen Nation über andere aus. Es ging ihm darum, all das vor dem Untergang zu bewahren bzw. sichtbar zu machen, was die eigene Identität als Nation begründet. Und diese Identität hatte stets etwas Motivierendes: Man engagierte sich nicht für den Sozialismus, nicht für die Sowjetunion, nicht für die Litauische Sowjetrepublik, sondern für Litauen. So war es selbstverständlich, dass unsere Gastgeber – an östlicher Philosophie, westlicher Politik, moderner Malerei und klassischer Musik interessierte junge Leute – mit uns in das Freilichtmuseum nach Rumšiškės am Memelstausee führen, um uns die typisch litauischen Bauernhäuser, Handwerke, Trachten und Lieder zu zeigen. Irgendwie hatte der nationale Patriotismus auch etwas Verbindendes zwischen den Generationen. Wo in der DDR hätten sich junge Leute aus der oppositionellen Szene für historische Bauernhausarchitektur oder regionale Trachten und Volkslieder interessiert? Wo haben bei uns die Älteren der jungen Generation das Geschichtswissen vermittelt, dass ihnen in der Schule vorenthalten wurde?

Und natürlich hatte diese nationale Identität der Litauer auch etwas mit Stolz zu tun. Man war stolz darauf, dass die Litauer das letzte europäische Volk waren, das sich der Christianisierung unterworfen hatte – und auch das sei nur unter einer Bedingung geschehen, die noch heute überall sichtbar ist: Weil nämlich in ihrer heidnischen Religion die Sonne angebetet wurde, musste das christliche Kreuz mit dem Sonnensymbol verbunden werden. Daher sei nun inmitten fast aller katholischen Kreuze auf Kirchtürmen, Kapellen und Gräbern eine Sonne zu finden. An der Sonne wurde festgehalten – und überhaupt schien den Litauern der Naturbezug etwas zu bedeuten. Gern hat man uns auf die Tradition der Imker-Nation hingewiesen, da ihr Land einst halb Europa mit dem begehrten litauischen Honig beliefert hatte. Die Präsenz der Naturzusammenhänge im Alltag zeigt sich auch in der litauischen Sprache. So heißen die Monate März, April, Mai (kovas, balandis, gegužė) »Krähe«, »Tauben«, »Kuckuck«, und die Monate Juni, Juli, August, September, Oktober, November (biržėlis, liepa, rugpjūtis, rugsejis, spalio, lapkritis) heißen: »Birke«, »Linde«, »Rogenernte«, »Rogenaussaat«, »Laubfärbung« und »Laubfall«. Trotz der starken Bindung der Litauer an die römisch-katholische Konfession wurden wir mehrfach darauf aufmerksam gemacht, dass viele christliche



Traditionsbewusstsein der Jugend: Trachten und Volkslieder waren Bestandteil der Befreiungsbewegung.

Kapellen und Kirchen an Orten stehen, die auch schon den heidnischen Litauern als heilige Plätze galten.

Zahlreiche Kapellen und die früher überall präsenten Wegkreuze waren von den russischen Okkupanten beseitigt worden. Doch viele der Wegkreuze hatte man ins Museum verbracht oder zumindest photographisch dokumentiert. Bei Šiauliai im Norden Litauens gab es einen heiligen Hügel mit etlichen Kreuzen, die mehrmals von sowjetischen Panzern zerstört worden waren. Mit Stolz wurde uns berichtet, dass die Bevölkerung nach jeder Zerstörung dort wieder Kreuze aufstellte, und zwar jedes Mal viel mehr, als vorher gestanden hatten. Auch erzählte man uns schon Mitte der Achtzigerjahre, dass die Litauer diejenigen waren, die nach dem Zweiten Weltkrieg am längsten gegen die sowjetischen Okkupanten gekämpft hatten. Die Partisanenbewegung der litauischen »Waldbrüder« gab es bis Anfang der Sechzigerjahre. Wer von ihnen in Gefangenschaft geriet, wurde in der Zentrale des sowjetischen Geheimdienstes in Vilnius erschossen. Heute trägt jeder Sockelstein dieses Gebäudes jeweils den Namen und das Geburts- und Todesjahr eines dieser Opfer. Die Idee zu dieser Form des Gedenkens kam von dem Künstler Gitenis Umbrasas. Er wiederum gehört zu den Litauern, die Anfang der Achtzigerjahre im Kaukasus die ersten UdF-Reisenden aus der DDR nach Litauen einlud.

Zurück in Vilnius, bekamen wir bald eine konkretere Vorstellung vom russisch-litauischen Verhältnis in Sowjet-Litauen. Irgendjemand aus dem Bekanntenkreis



Kreuze als Zeichen des Widerstands gegen die atheistische Ideologie der Sowjetmacht: Der Kreuz-Berg bei Šiauliai Mitte der 1980er Jahre (Foto: Valdas Pelegrimas)

unserer Gastgeber hatte herausgefunden, dass man die Sache mit dem Transitvisum auch vor Ort legalisieren könne. Dann müssten wir heimwärts nicht über Rumänien fahren und hätten ein paar Tage länger Zeit. Etwas ungläubig, aber erwartungsvoll suchten wir mit unseren Freunden die zuständige Polizeidienststelle auf. Dort war die Amtssprache russisch, und es gab offenkundig niemanden, der litauisch verstand bzw. verstehen wollte. Das Ergebnis unserer naiven Selbstanzeige war, dass wir – unsere Gastgeber und wir beide – jeweils 150 Rubel Strafe zahlen mussten, also insgesamt 450 Rubel. Außerdem hatten wir binnen 48 Stunden das Land zu verlassen, und zwar – was durchaus in unserem Sinne war – auf dem kürzesten Wege.

#### Ohne Eimer in Russisch-Ostprien

Im darauffolgenden Jahr 1986 besorgten mir unsere Freunde in Vilnius eine offizielle Einladung. So konnte ich das bereits beantragte Transitvisum benutzen, um im August über Breslau und Krakau nach Ungarn zu fahren.

Ende September 1986 brach ich zum zweiten Mal nach Litauen auf, diesmal allein. Das herbstliche Reisedatum war in meiner Hoffnung begründet, dass sich vielleicht eine Gelegenheit ergab, zur Vogelzugzeit auf die Kurische Nehrung zu kommen. Von Vilnius aus fuhr ich bald nach Kaunas weiter. Dort erkundigte ich mich nach der Möglichkeit, den Kaliningradsckaja Oblast, den Königsberger Bezirk, also das nördliche Ostpreußen, zu besuchen. Man riet mir ab, weil das eine bettelarme Gegend sei. Für Ausländer war es verboten, dorthin zu fahren; besondere



Mein Ticket in die verbotene Stadt: Eine Fahrkarte nach Kaliningrad bekam ich problemlos.

Ausweiskontrollen an der Grenze gebe es aber nicht. Ich war noch unschlüssig, da sagte plötzlich mein Gastgeber, Valdas Pelegrimas: Der nächste Zug fährt kurz nach Mitternacht in Kaunas ab und kommt morgen früh kurz vor 7 Uhr am Südbahnhof in Kaliningrad an. Es waren also nur noch gut zwei Stunden Zeit. Valdas rief dann ein Taxi. Im Gegensatz zur DDR hatte im sowjetischen Litauen nahezu jede Wohnung ein Telefon, und es gab stets ausreichend und bezahlbare Taxi.

Der Schlafwagenzug kam aus Charkow und war ziemlich voll. Ich holte mir beim Schaffner Bettwäsche und bezog die mir zugewiesene Liege in einem dreigeschossigen Bettgestell. Das schlechte Russisch erregte bei einem in Litauen zugestiegenen Passagier offenbar keinen Verdacht. Da die übrigen Reisenden schon schliefen, wurde ich in keine Gespräche verwickelt. Als der Zug in Königsberg ankam, brach gerade ein wunderbar klarer und heiterer Tag an. Das erste, was mir in der Bahnhofshalle begegnete, war eine große Hinweistafel. Darauf waren die Bahnhöfe im Bezirk

aufgelistet und jeweils vermerkt, ob man eine Sondergenehmigung braucht, um dorthin zu fahren. Schließlich war hier ein militärisches Sperrgebiet am anderen, und auch in Kaliningrad trug etwa die Hälfte der Männer Uniform. Mein Blick schweifte noch mal über diese Tafel, da sah ich, dass Selenogradsk (Cranz), die kleine Stadt am Meer, wo die Kurische Nehrung beginnt, frei war. Ein Zug nach Selenogradsk fuhr in einer halben Stunde. Als ich eine Fahrkarte kaufen wollte, verwies man mich an die Automaten. In der Mitte der Bahnhofshalle stand eine Reihe von acht oder zehn Fahrkartenautomaten. Jeder war auf nur einen Zielort programmiert. Am Apparat für Selenogradsk zeigte sich, dass es zwei Möglichkeiten gab: entweder nur eine Hinfahrt oder Hin- und Rückfahrt. Ich wählte die Option zwei. Dann setzte ich mich in den Zug.

Da noch zwanzig Minuten Zeit bis zur Abfahrt waren, war ich der Erste im Waggon. Nach zehn Minuten kam der zweite Passagier. Er hatte einen Plastik-eimer in der Hand. Dann die nächsten beiden. Auch sie hatten je einen Eimer dabei. Dann füllte sich der Zug. Jeder, wirklich jeder, hatte mindestens einen Eimer in der Hand, manche auch zwei. Nun begann ich mich unwohl zu fühlen. Schließlich wollte ich hier unter keinen Umständen auffallen. Und nun hatte ich als Einziger keinen Eimer. Dann fuhr der Zug los. Als er in den nächsten Bahnhof einrollte, immer noch im Stadtbereich von Kaliningrad, dieselbe Situation: Alle Leute, die am

Bahnsteig standen, hatten einen Eimer in der Hand. Jetzt bekam ich fast Panik. Machte ich mich verdächtig, weil ich ohne Eimer war? Am nächsten Bahnhof wieder dasselbe Bild. Dann die Fahrscheinkontrolle. Immerhin nahm der Schaffner keinen Anstoß daran, dass ich keinen Eimer dabei hatte. – Auf dem ersten Dorfbahnhof stiegen etliche Leute mit Eimer wieder aus. Auf der nächsten Station lüftete sich das Geheimnis: Sie fuhren in den frühen Morgenstunden zum Pilzesammeln in die Wälder der Umgebung. Und Pilze sammelte man hier eben nicht in Körbe, sondern in Eimer. Auch wenn mir etwas übel wurde bei dem Gedanken, dass hier fünf Monate zuvor der erste Cäsium-Regen aus Tschernobyl niedergegangen war, fiel mir ein Stein vom Herzen: Ich war nicht in Gefahr, nur weil ich ohne Eimer reiste.

In Selenogradsk waren es nur wenige Minuten Fußweg vom Bahnhof bis zum Meer. In der Stadt standen noch fast alle alten Häuser. Ein typischer deutscher Badeort. Und ein herrlich breiter Strand. Ich lief geradewegs nach Norden – auf die Nehrung zu. Etwa 500 Meter vor einem Wachturm stoppte ich. Als ich zur parallel zum Strand verlaufenden Straße ging, sah ich das Hinweisschild nach Rybatschij (Rossitten) und nach Klaipėda (Memel). Ich war auf der Nehrungsstraße! Doch weiter vorn, etwa auf der Höhe des Wachturms, war ein Schlagbaum zu sehen. Und da war klar, dass es für mich hier nicht weiterging. Ich zog mich lieber wieder an den Strand zurück und genoss es, dort zu sein, wo die Kurische Nehrung beginnt. Vom Vogelzug war außer einigen kleinen Buchfinkenschwärmen nicht viel zu sehen. Ein Sperber flog ins Bild, als ich ein paar Landschaftsbilder machte. Aber Welch ein bezaubernd klarer Himmel, Welch weiter Horizont! Und die klaren Konturen der Wolken! Hier zeigte sich, dass es bei sauberer Luft zu keiner Lichtdiffusion kommt, das heißt, die Unterseiten der Wolken nicht durch die Lichtreflexion der Dunstpartikel von unten beleuchtet werden, sondern dunkel erscheinen – also alle Schattierungen scharf abgesetzt sind und man die Wolkengebilde in einem tiefen Kontrast aus weißer Oberseite und dunkler Unterseite sieht.

In Vilnius hatte mir einmal eine junge Frau erzählt, dass viele Litauer, die seit Jahrzehnten in den USA oder in Westeuropa leben, dort am meisten die *litauischen*



Einst galt das Seebad Cranz als das Tor zur Kurischen Nehrung: 1986 war hier für mich Endstation.

*Wolken* vermissen würden. Da ich im Chemiebezirk mit einem permanent industriell eingetrübten Himmel aufgewachsen war, beeindruckte es mich sehr, dass hier die Wolken ein Thema waren.

Vielleicht hatte es auch mit den Wolken zu tun, was Johannes Jänicke in seiner Biographie\* über diese Gegend schrieb: Er, der in den 1960er und 1970er Jahren evangelischer Bischof in Magdeburg war, stammte aus Ostpreußen und lebte bis 1948 als Pfarrer in Palmnicken. In den Jahren von 1945 bis 1948 mussten im nördlichen Ostpreußen verbliebene Deutsche stets mit Übergriffen durch Russen rechnen, viele wurden auf offener Straße überfallen oder sogar umgebracht. In dieser Zeit hielt Jänicke regelmäßig deutsche Gottesdienste in einem leerstehenden Haus im über zwanzig Kilometer entfernten Cranz ab und lief den Weg dorthin stets im Talar zu Fuß. Rückblickend vergleicht er diese Erlebnisse mit seiner Magdeburger Zeit, und meint, ganz im Gegensatz zu seiner Situation als Magdeburger Landesbischof habe er die Atmosphäre in der extremen Nachkriegssituation in Ostpreußen trotz allem immer als unter einem »offenen Himmel« erlebt. Es ist wohl nicht zu leugnen, dass eine Eintrübung der Luft mit einer Eintrübung der Stimmung einhergeht. Wo die Räumlichkeit und Klarheit des Tag- und Nachthimmels nicht mehr wahrgenommen werden kann, scheint auch das religiöse Gefühl des Eingebundenseins in die Welt verloren zu gehen.

Insoweit war ich an jenem Septembertag in Cranz/Selenogradsk nicht nur euphorisch, weil ich die Kurische Nehrung gesehen hatte, sondern es lag eine Atmosphäre in der Luft, in der ich mich trotz Wachturm, Schlagbaum und Uniformierten unglaublich frei und tatsächlich irgendwie dem Himmel nah fühlte. Den Nachmittag nutzte ich für einen Stadtrundgang durch Königsberg/Kaliningrad. Vom Bahnhof aus ging ich zu Fuß über die Brücke an der alten Börse zur Dominsel. Am Grabmal Immanuel Kants am Dom war gerade eine russische Reisegruppe, und die Stadtführerin hielt ein Bild Kants nach oben. Ansonsten war vom alten Königsberg nicht mehr viel zu sehen; Siebzigerjahre-Plattenbauten soweit das Auge reichte.

Mit einem Zug nach Leningrad fuhr ich dann nach Kaunas zurück. In diesem Zug waren die einzelnen Waggonen nicht untereinander verriegelt, und es gab sogar einen Speisewagen. Noch ehe wir Insterburg/Tschernjachowsk passiert hatten, ging ich dorthin und staunte über den schlichten, aber geschmackvollen Blumenschmuck auf den Tischen. In einfachen Vasen war jeweils gelber Reinfarn, mit einigen Zweigen mit weißen Schneebeeren und roten Hagebutten kombiniert. Frisch geschnittene herbstliche Stängel und Zweige, wie sie gerade an jedem Bahndamm oder Güterbahnhof zu finden waren. Auf den Tischen des fast leeren Speisewagens

\* Jänicke, Johannes: Ich konnte dabei sein. Lebensweg des Johannes Jänicke (1900–1979), von ihm selbst erzählt, Wichern-Verlag, Berlin 1984.

wirkten sie ausgesprochen edel und schienen das Klischee vom russischen Hang zum Kitsch zu widerlegen.

In Kaunas angekommen, traf ich dort noch am selben Abend Carlo Jordan aus Ost-Berlin. Über Carlo lernte ich Vytautas Balzys und seine Frau Salomėja kennen, und über diese ihre Geschwister Dalia Jonynaitė und Jonas Jonynas in Vilnius. Dalia war Biologin, und Jonas wurde später einer der Begründer der Grünen Partei Litauens. Nach einigen schönen Tagen in Vilnius und Umgebung fuhr ich über Warschau wieder zurück nach Gera.

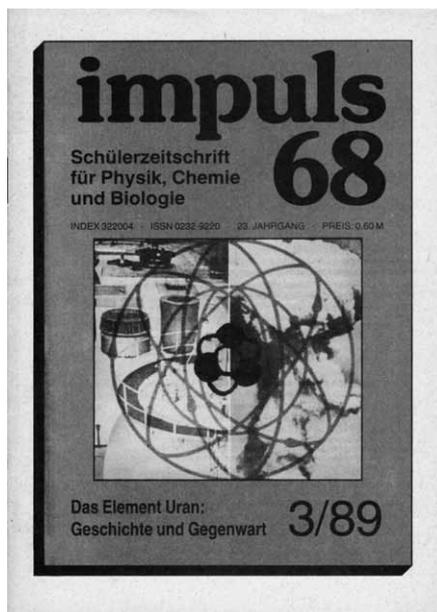
### Die Udf-Szene zu Hause

Auch 1987 hatte ich ein Transitvisum beantragt und erhalten, doch konnte ich die Reise krankheitsbedingt nicht antreten. So ist mir immerhin ein originales Transitvisum erhalten geblieben.

Bei einer gemeinsamen Erkundungs- und Fototour mit Siegbert Schefke von der Ost-Berliner Umweltbibliothek in das Uranabbaugebiet von Johanngeorgenstadt Anfang September 1987 wollte ich in Oberwiesenthal über die Grenze in die Tschechoslowakei. Dort ließ man uns beide nach der Ausweiskontrolle nicht über die Grenze. Reisesperre! Nun gehörten wir also zu denen, die gar nicht mehr rausdurften. Eine Begründung gab es nicht, nicht mal irgendeinen Bescheid, und man wusste nicht, wie lange man eingesperrt bleiben würde. Natürlich war auch klar, dass ich auf nicht absehbare Zeit keinerlei Visum oder Transitvisum mehr bekommen würde.

Das Jahr 1988 stand für mich ganz im Zeichen der Fertigstellung und Verbreitung meiner Dokumentation »Pechblende« über die Folgen des Uranbergbaus – und all der Konflikte mit dem DDR-Staat, die sich daran anschlossen. Erst Anfang 1989 spielte das Thema SU-Reisen wieder eine Rolle. Jörn Mothes hatte mich zu einer Udf-Party nach Kunitz bei Jena mitgenommen. Dort wurden viele Dias gezeigt: Kaukasus, Pamir, Baikal, Sibirien. Auch ich hatte ein paar Dias mitgebracht, aber keine aus der Sowjetunion. Ich erzählte von meiner Reisesperre und zeigte ein paar Bilder aus der DDR, die ich mit ähnlich kritischem Blick aufgenommen hatte wie die meisten Transittouristen ihre Reisefotos. Meine Bilder von Uranschlamm-Deponien, Mai-Demonstrationen, einfältiger SED-Propaganda in den Schaufenstern von Schusterwerkstatt und Stoffreste-Spezialgeschäft fanden Anklang. Nun gehörte ich auch ohne Hochgebirgs-Dias mit dazu und begriff, was die Udf-Szene mit den oppositionellen Gruppen verband – aber auch, was sie von diesen unterschied.

Der Philosoph Viktor von Weizsäcker hat einmal geschrieben: »Im Kampfe wird man dem Gegner immer ähnlicher.« Anhänger der »harten« Opposition in der DDR wirkten auf ihre Umgebung oft ähnlich abschreckend wie die Agitatoren der SED. Auch sie hatten meist mehr Antworten als Fragen, auch sie wirkten auf ihre Umgebung oft wichtigtuerisch und rechthaberisch. Der vordergründig



2000 Exemplare eingestampft: Weil die Zensur schlief, erreichte ein Drittel der Auflage seine Leser dennoch.

politische Teil der oppositionellen Szene, der zumeist aus ehemaligen SED-Mitgliedern bestand, war in den West-Medien erfolgreicher als die eher »weiche« Widerstandsszene der kirchlichen Basisgruppen. Trotz aller Antipathien gegen den Funktionärsstaat – große Sympathien hatten die erklärten Kämpfer gegen das SED-Regime nicht, besonders hingezogen fühlten sich da nur wenige. Die UdF-Bewegung war dagegen eine ganz und gar kampflose Gegnerschaft zum SED-Staat. Vielleicht wirkten genau deswegen die subversiven Nutzer des Transitvisums viel freier; sie erschienen vom Naturell der Funktionäre viel weiter entfernt als viele Dissidenten. Sie haben die Freiheit nicht gefordert, sondern praktiziert. Und wenn es so etwas wie eine »Aktiv-Immunsierung« gegen den Sowjet-Kommunismus gab,

dann waren die UdF-Reisenden hervorragend therapiert.

Bezeichnend für die große innere Freiheit der UdF-Akteure war auch die Vermittlung meines kritischen Uranbergbau-Beitrags an eine bisher linientreue FDJ-Zeitschrift der Jenenser Universität. Seit Ende 1988 hatte ich mich um eine Neuauflage meiner Untergrundschrift »Pechblende« bemüht. Die Stasi hatte meine Studie als »eine dauernde erhebliche Gefahr für die öffentliche Ordnung und Sicherheit« bewertet und daher nichts unversucht gelassen, um kirchliche Stellen einzuschüchtern und von der Herausgeberschaft einer Neuauflage oder nur der Bereitstellung von Drucktechnik abzubringen. Bei dem UdF-Treffen in Kunitz erzählte ich dem Physikstudenten Karsten König von dieser Situation – und er hatte spontan eine geniale Idee: Er kenne ein Redaktionsmitglied der von der FDJ herausgegebenen Studentenzeitschrift mit dem mehrdeutigen Titel »Impuls 68«, den Forschungsstudenten Klaus-Dieter Herbst. Der könne vielleicht meinen aktualisierten Uran-Beitrag dort unterbringen. In der Mai-Ausgabe von »Impuls 68« erschien dann neben einem schönen Artikel von Karsten König über das UdF-Original Gustav Ginzler und sein »Misthaus«\* im Isergebirge auch mein Uran-Beitrag. Mein als staatsfeindlich eingestuftes Thema war nun sogar die

\* Siehe in diesem [Buch S. #####ff.](#)

Titelgeschichte der FDJ-Zeitschrift. An dieser Stelle hatte die Stasi meine Pechblende-Neuaufgabe nun ganz und gar nicht vermutet. So war bereits ein Drittel der Auflage ausgeliefert, als die Genossen von der Zensur aufwachten.

Die weiterhin bestehende Reisesperre machte mich zunehmend wütend. Denn dieser DDR-Arrest hinderte mich nicht nur am Reisen, sondern isolierte mich auch. Es drohte wieder ein einsamer Sommer zu werden, denn niemand aus meinem Freundeskreis verbrachte seinen Urlaub in der DDR. Da ich kaum noch etwas zu verlieren hatte, wagte ich einen Erpressungsversuch: Bisher hatte ich an keiner »Wahl« in der DDR teilgenommen. Angesichts der hochrangigen Agitatoren, die mir deswegen ins Haus geschickt wurden, war mir klar, wie wichtig dem SED-Staat die nahezu hundertprozentige Wahlbeteiligung war. So schrieb ich an den Rat der Stadt Gera und an das Zentralkomitee der SED, dass ich nicht zur Wahl gehen würde, falls die Reisesperre bis zum 7. Mai 1989 nicht aufgehoben wird. Völlig verblüfft war ich dann, dass das tatsächlich genauso funktioniert hat. Die Stasi schrieb darüber:

Am 17.04.89 richtete der Verdächtige eine Eingabe an den Rat der Stadt Gera, Abteilung Inneres, worin er die Klärung der ständigen Zurückweisung an der Staatsgrenze Süd – eingeleitete Reisesperre in Abstimmung mit der Hauptabteilung XX/4 – und somit den Ausschluß vom paß- und visafreien Reiseverkehr in die CSSR bis zu den Kommunalwahlen am 07. Mai 1989 fordert. Andernfalls werde er auf eine Stimmabgabe verzichten, da die Kandidaten der Nationalen Front in diesem Falle nicht seine persönlichen Rechte/Interessen durchsetzen/vertreten würden. [...] Um den Verdächtigten, welcher bisher an keiner Wahl in der DDR teilgenommen hat, keinen Vorwand für weitere Aktivitäten zu liefern, erfolgte die zeitweilige Aussetzung der Reisesperre und die Durchführung eines Gespräches durch den Stellvertreter des Oberbürgermeisters für Inneres von Gera zur Beantwortung der Angelegenheit. Ihm wurde mitgeteilt, daß er keinen Reisebeschränkungen unterliegt und darauf verwiesen, bei seinen Aufenthalten im Ausland entsprechend der Rechte und Pflichten eines Staatsbürgers der DDR aufzutreten. Durch den Verdächtigten wurde daraufhin

- eine Reise nach Vilnius – SU – eingereicht, genehmigt und
- von seinem Wahlrecht kein Gebrauch gemacht.

Vom 11.06. bis 23.06.89 reiste er nach Vilnius/UdSSR aus. Ab 01.07.89 ist die Reisesperre wieder wirksam.

Im zweiten Halbjahr 1989 wurde allerdings das MfS durch Fluchtwelle, Massendemonstrationen und schließlich auch durch die Bürgerkomitees anderweitig beansprucht. So durfte ich dann doch Mitte August nach Polen und Anfang Oktober noch einmal nach Litauen ausreisen.

### Revolutions-Impuls in Vilnius

Im Juni 1989 fuhr ich mit einem Direktvisum nach Litauen, das ich aufgrund einer regulären Privateinladung erhalten hatte. In Vilnius und Kaunas verbrachte ich einige Tage zusammen mit Jörn und Heike Mothes aus Jena bzw. Schwerin. Dort angekommen, fand ich Litauen in einer völlig anderen Atmosphäre wieder, als ich



Tabu-Bruch in Litauen: In Vilnius war der Hitler-Stalin-Pakt bereits im Juni 1989 ein öffentliches Thema.

es drei Jahre vorher verlassen hatte. Es herrschte eine Aufbruchstimmung und dennoch große Anspannung. Die Zugehörigkeit Litauens zur Sowjetunion wurde nun offen und von allen Seiten (einschließlich des KP-Vorsitzenden Brazauskas) zur Disposition gestellt. Es gab politische Talkshows im Fernsehen, bei denen all diese Fragen offen und kontrovers diskutiert wurden – eine für die damaligen DDR-Verhältnisse völlig undenkbare Situation. Andererseits lag die Gefahr einer gewaltsamen militärischen Intervention Moskaus in der Luft. Und der Innenpolitiker Gorbatschow wurde in den nichtrussischen Sowjetrepubliken gänzlich anders wahrgenommen, als der Außenpolitiker Gorbatschow in der DDR und in der Bundesrepublik gesehen wurde.

Wir erlebten in diesen Junitagen Demonstrationen für die Unabhängigkeit Litauens und überwältigend große Gedenkveranstaltungen zur Erinnerung an die Deportationen eines Großteils der baltischen Bevölkerung in der Stalin-Zeit. Trotz der freudigen Anteilnahme an der mutigen Aufbruchstimmung war unsere erste Reaktion eher Resignation. Wir glaubten nicht, dass sich in Ostdeutschland jemals eine ähnlich große Mehrheit finden würde, um offen gegen das DDR-System zu protestieren. Der zweite Gedanke machte mich aber sehr nachdenklich. Hier wurde uns in aller Deutlichkeit vor Augen geführt, wie sehr der von uns erhoffte und erwartete Befreiungsimpuls der osteuropäischen Völker mit einer Aufarbeitung der Geschichte verbunden sein wird und verbunden sein muss. Es zeigte sich bereits, dass in einem befreiten Osteuropa zunächst Vergangenheitsthemen und



Ein Volk steht auf: Hunderttausende Litauer beteiligen sich im Juni 1989 an Demonstrationen und Gedenkveranstaltungen.

nicht Zukunftsfragen im Mittelpunkt stehen würden. Und es zeichnete sich ab, dass wir unsere Debatten über eine »zukunftsfähige Welt«, über die »Grenzen des Wachstums« und über einen »Dritten Weg« wohl erst einmal vertagen mussten.

Beschämend war, wie wenig wir über den Hitler-Stalin-Pakt wussten, der hier auf allen Straßen ein öffentliches Thema war. Auch war es für unsere Gastgeber unverständlich, dass wir zunächst nicht begriffen hatten, warum die Schrecken der deutschen NS-Besatzung bei den Litauern viel weniger präsent waren als die Schrecken der Stalin-Despotie. Uns wurde schnell bewusst, dass wir dringend Nachhilfeunterricht brauchten über die jüngere osteuropäische Geschichte. Auch wenn wir es damals noch nicht so formulieren konnten, dass die historisch-politische Bildung zu den großen Herausforderungen der nahen Zukunft gehören würde, haben Jörn Mothes und ich im Juni 1989 in Vilnius begriffen.

Es waren bewegende Szenen, die wir bei den Protest- und Gedenkveranstaltungen miterlebten, als mehrere Hunderttausend Menschen auf dem Platz vor der Kathedrale von Vilnius zusammen kamen. Wir sahen aber nicht nur die große Masse, sondern auch die einzelnen Menschen, viele bewegte, hoffnungsvolle und nachdenkliche Gesichter. Irgendwann wechselte ich das Objektiv, weil mich diese Gesichter mehr beeindruckten als die Masse.

Dann war ich noch ein paar Tage bei Judita und Eimuntas Akromiai zu Gast. Zusammen mit deren Freunden Lilija und Girvydas Duobliai besuchten wir den Künstler Levas Bekeras in der von ihm ausgebauten Wassermühle in der Nähe

von Ukmergė. Stärker als in den Jahren zuvor erlebte ich, dass die Ruhe und Abgeschiedenheit der ländlichen Gebiete Litauens auch als ein Wert erkannt wurde, der durch Modernisierung beeinträchtigt werden kann. Auch in der Stadt Vilnius gab es nun mehr Menschen, die das enorme Potenzial des elend heruntergekommenen Vorortes Užupis erkannten. Wir waren hier wieder einen ganzen Tag durch die Gassen gelaufen. Der alte polnische Friedhof kündete von einem geschichtsträchtigen Ort mit reicher Kultur und wohlhabenden Menschen. Und er versetzte mich in eine ganz besondere Stimmung. Hier war kein Hauch von Sowjet-Kommunismus zu spüren – und hierher kam keine der offiziellen Intourist-Reisegruppen. Der zynische Spruch »Armut ist der beste Denkmalspfleger« schien sich in Užupis zu bewahrheiten, weil trotz des baulichen Verfalls der Charakter des Ortes noch erlebbar war. Ob dies aber nach einer – sozialistisch oder marktwirtschaftlich geprägten – modernen Überbauung noch der Fall sein würde, schien fraglich. Dass da eine Zukunft Litauens unter dem westlichen Wirtschaftssystem (ich bin 1989 keinem Litauer begegnet, der sich eine andere Zukunft Litauens hätte vorstellen können) nicht nur Chancen, sondern auch Gefahren barg, schwang in manchen Diskussionen schon mit. Überhaupt war es beeindruckend zu erleben, dass sich die Menschen Anfang 1989 schon längst gedanklich und mental von der Sowjetunion verabschiedet hatten, während in der DDR immer noch allgemein davon ausgegangen wurde, das Ende dieses Systems nicht mehr selbst zu erleben.

Meine Rückkehr in die DDR Ende Juni 1989 empfand ich als einen mittleren Schock. Nicht die Borniertheit der kleinkarierten Statthalter des alten Systems entsetzte mich, sondern die allgemeine Lähmung und der anscheinend beschränkte Horizont der Masse. Es kam mir vor, als ob Bitterfeld und Wolfen, Leuna und Buna, Espenhain und Böhlen, Deuben und Tröglitz, Piesteritz und Zschornowitz und all die anderen mitteldeutschen Dreckschleudern nicht nur die Vernebelung des physischen Horizontes bewirkt hatten, sondern auch eine Eintrübung des Bewusstseins. Wer in der Natur nie einen klaren Horizont sieht, kann ihn vielleicht auch in seiner Biographie und in der Perspektive seines Landes nicht finden. Mir kamen die zwei Wochen unter litauischen Wolken jedenfalls vor wie eine Therapie.

### Zum Vogelzug auf der Kurischen Nehrung

Ende September 1989 hatte auch in der DDR die Wendezeit begonnen. Die Initiative zur Gründung einer Sozialdemokratischen Partei war mir seit Juli bekannt, das Neue Forum hatte seinen Gründungsaufwurf im September veröffentlicht, und am 1. Oktober sollte der Demokratische Aufbruch in Ost-Berlin formell begründet werden. Angesichts der baltischen Sammlungsbewegungen wie Sajūdis in Litauen wollte ich bei dieser Gelegenheit eine Einigung der verschiedenen konkurrierenden oppositionellen Initiativen erreichen. Bei Sebastian Pflugbeil vom Neuen Forum und Ehrhart Neubert vom Demokratischen Aufbruch war jeweils

das Haus von Polizei umstellt, also kein Hereinkommen möglich. Ein Teil derer, die zur Gründungsversammlung des Demokratischen Aufbruchs kommen wollten, versammelte sich deshalb in einem evangelischen Gemeindehaus in Pankow. Als auch dort das Haus von Polizei umstellt wurde, entschloss ich mich gemeinsam mit Jörn Mothes, Markus Meckel und (dem später als Stasi-Spitzel enttarnten) Ibrahim Böhme zur Flucht durch den Hinterausgang über die S-Bahngleise ins Freie. Ich wollte auch deswegen keine tagelangen Stasi-Vernehmungen riskieren, weil am nächsten Morgen mein Zug nach Litauen fuhr. Jahrelang hatte ich darauf gehofft, einmal zur Vogelzugzeit auf die Kurische Nehrung zu kommen. Nun sah ich die Chance gekommen – da konnte mich auch das plötzliche politische Erwachen der Ostdeutschen nicht mehr daran hindern.

Erst in Vilnius erfuhr ich, dass die DDR nun auch die Grenze zur Tschechoslowakei für alle geschlossen hatte. Zu meinen Gastgebern sagte ich spontan, das sei in etwa so, als ob man einen auf großer Flamme stehenden Dampftopf voll Wasser ganz fest zuschraubt und dann abwartet, was passiert. Es war völlig klar, dass dies eine gewaltige Explosion ergeben musste – und doch spürte ich eine Erleichterung darüber, dass ich nun einen gewissen Sicherheitsabstand zu diesem Szenario hatte. Von den Stasi-Plänen für Isolierungslager wussten wir nichts, dass man aber in einer solchen Situation als Oppositioneller in Gefahr war, war mir bewusst. Nun sah ich mich in der paradoxen Situation, dass ich mich in der Sowjetunion erheblich sicherer fühlte als zu Hause. Zusammen mit der Biologin Dalia Jonynaitė aus Vilnius brachen wir, Claudia Bäbler aus Leipzig und ich, zur Kurischen Nehrung auf. In Memel/Klaipėda sagte uns die Biologiestudentin Daugoule Krasauskaitė, wir sollten uns an den Leiter der Litauischen Vogelberingungsstation in Schwarzort/Juodkrantė, Vytautas Pareigis, wenden. Leider erreichten wir ihn damals nicht, sondern ich traf ihn und seine Familie erst zwei Jahre später – doch dies ist schon der Anfang einer anderen wunderbaren litauischen Geschichte...

Von Klaipėda aus fuhren wir ohne irgendwelche Kontrollen mit dem Bus nach Nidden/Nida mitten auf der Kurischen Nehrung und nahmen dort Quartier in einem alten Fischerhaus. Am nächsten Morgen fuhren wir weiter nach Rossitten/Rybatschij. Der ursprünglich litauische Ortsname Rasytė bedeutet übrigens Tautröpfchen, sagte uns Dalia. Während der Busfahrt hatte sie uns auch erklärt, dass der Name des Dörfchens Perwalka (Perwelk) auf litauisch »durchziehen« heißt – und an dieser Stelle früher die vom Haff kommenden Fischerkähne quer über die Nehrung aufs Meer gezogen wurden. Damals wurde in Litauen darüber diskutiert, ob das nördliche Ostpreußen, das auch als Kleinlitauen bezeichnet wurde, im Falle einer Auflösung der Sowjetunion Litauen zugeschlagen werden sollte. Auf unserer Busfahrt sahen wir dann Spuren dieser Bewegung, so den von Hand geschriebenen Schriftzug »Pilkopė« am Bushaltestellenschild von Pillkopen/Morskoje. In Rossitten angekommen, gab es ein für mich bewegendes »Wiedersehen« mit Orten, die ich anhand der Fotos aus Thienemanns Rossitten-



Mit Fischnetzen umwickelte Heizungsrohre überbrücken die Straße vor der ehemaligen Vogelwarte.

Buch von 1927 vor Augen hatte. Doch die Realität war nun eine gänzlich andere. Die Kirche war eine Halle, in der Fischnetze repariert und zu Reusen zusammengefügt wurden. Überhaupt schienen hier Fischnetze der heimische Rohstoff schlechthin zu sein: Ob die Abtreter vor den Haustüren, die Gartenzäune, die Isolierungen der Heizungsrohre oder die »Gitter« an den Hühnerställen – alles bestand aus Fischnetzen. Das von Thienemann erbaute Museumsgebäude der Vogelwarte fungierte als Sägewerk.

Die biologische Station der Leningrader Universität in der Straße des Sieges des Fischerdörfchens Rybatschij fanden wir schnell. Neben dem russischen Institutsschild hatte man das alte deutsche Schild der Vogelwarte Rossitten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft angebracht. Obwohl unangemeldet, wurden



Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in der Straße des Sieges: Die deutsche Tafel von 1901 ist neben dem sowjetischen Institutsschild der Biologische Station in die Wand eingelassen.



Das Vogelwarten-Museum in der Dorfstraße von Rossitten in den 1930er Jahren (oben rechts) war 1989 das Sägewerk in der Juri-A.-Gagarin-Straße von Rybachij.

wir überaus freundlich von den Instituts-Mitarbeitern empfangen. Die Biologin T. W. Dolnik erzählte, dass ihr Mann, Viktor R. Dolnik, zu der Gruppe um Lew Osipowitsch Belopolskij gehörte, die 1956 die Vogelwarte als Biologische Station wieder eröffnet hatten. Während sie uns durchs Dorf zum alten Waldfriedhof führte, erzählte sie, dass wir die ersten Deutschen seien, die seit Kriegsende diesen Weg gingen.

Der Friedhof lag außerhalb des Ortes jenseits der Nehrungsstraße in Richtung Meer. Hinter den russischen Friedhof mussten wir noch ein Stück durch den Wald gehen, um zum deutschen zu kommen. Dort, wo einst Hecken den Weg gesäumt hatten, standen nun zwei enge Baumreihen. Eine dichte Allee ohne Weg, mitten im Wald. Rechts und links davon, also beiderseits des ehemaligen Friedhofs-Hauptweges, befanden sich einst die Grabstellen. Wir sahen davon nur Löcher und daneben befindliche Hügel. Einige davon waren ganz frisch. Hier waren offenkundig Grabplünderer am Werk. Noch ganze zwei Grabsteine standen auf dem Friedhofsgelände. Einer war vom Düneninspektor Franz Epha, der hier als erster durch Bepflanzung mit Bergkiefern die Wanderdünen zum Stehen gebracht und damit etliche Dörfer vor ihrer Verschüttung gerettet hatte. Der andere Grabstein war der von Johannes Thienemann. Frau Dolnik erzählte, Ihr Mann habe ihn mit seinen Mitstreitern auf dem völlig zerstörten deutschen Friedhof wieder aufgestellt. Sie hätten das sogar mehrmals tun müssen, weil er immer wieder umgeworfen wurde. Zuletzt hätten sie ein Betonfundament gegossen, damit er stehenblieb.



Wissenschaft im Blockhaus: Der Ornithologe Wladimir Pajewski beim Beringen von Wintergoldhähnchen.

An diesem Ort war das Drama des 20. Jahrhunderts mit Händen zu greifen. Deutsches Kulturerbe ohne einen einzigen Deutschen weit und breit. Entwurzelte Russen, die zum Teil aus Orten kamen, die von Deutschen im Zweiten Weltkrieg niedergebrannt worden waren, deren Hass also nachvollziehbar war. Und einige Russen, die sich bewusst in eine von Deutschen begründete Tradition hineinstellten und an einem geschändeten Friedhof versuchten, ein Stück Menschenwürde mit Zement zu befestigen.

Nun standen wir andächtig am Grab Thienemanns – eine Russin, eine Litauerin und zwei DDR-Deutsche. Auf dem Grabstein lasen wir den Satz: »Großer Gott, wir loben Dich.« Über unseren Köpfen zogen Hunderte Wildgänse in langen Ketten laut rufend in Richtung Südwesten. Unsere Gedanken gingen mit ihnen – in dem

Wissen, dass sie in wenigen Tagen auf den Wiesen und Feldern an Elbe und Mulde einfallen würden. Es war der 9. Oktober 1989. An jenem Entscheidungstag, als in Leipzig 70 000 mutige Demonstranten eine gewaltsame Niederschlagung des Aufbruchs vereitelten und damit die unumkehrbare Wende in der DDR bewirkten, war ich – zusammen mit einer Leipzigerin – auf dem alten Rossittener Waldfriedhof.

Für den nächsten Tag luden uns die russischen Ornithologen zu ihrer Fangstation »Fringilla« ein, die sich etwa 15 km südlich von Rossitten in den Dünen befand. Dort gab es eine riesige Fangreuse, die im Frühjahr mit der Öffnung nach Süden und im Herbst mit der Öffnung nach Norden aufgebaut wurde. Die meisten Zugvögel, insbesondere die größeren, flogen natürlich über die zwölf Meter hohe Reuse drüber. Aber die Kleinvögel, die sich tagsüber in kleinen Schritten von Baum zu Baum und von Strauch zu Strauch südwärts bewegen, die fingen sich massenweise darin. An jenem Tag war ein Goldhähnchen-Tag. Die Luft schwirrte förmlich, überall flogen diese winzigkleinen Wintergoldhähnchen herum, alle in dieselbe Richtung. Und alle zehn Minuten kam einer der Forscher mit einigen Kästen von der Reuse mit fünfzig oder achtzig Vögel darinnen. Die Beringung lief wie am Fließband: Einer befestigte den Ring am Vogelfuß, einer nahm das Gewicht, einer das Flügelmaß, und einer schrieb die Daten auf, die die Beteiligten ansagten. Der



Eine Königsberger Stadtführung vom Sicherheitsdienst: In Begleitung zweier Herren vor der Universität.

Leiter des Beringungsteams, Wladimir A. Pajewski, stellte mich kurzerhand mit in diese Reihe. Als Beringer hatte ich die Ringnummer und das Geschlecht des Vogels anzusagen – wozu meine Russischkenntnisse gerade noch ausreichten. Nachdem wir uns von unserer litauischen Begleiterin Dalia verabschiedet hatten, fuhren wir am folgenden Morgen mit dem Bus weiter nach Königsberg/Kaliningrad.

Nach der freundlichen Aufnahme in Rossitten glaubten wir, dass wir uns als Ausländer nicht länger zu verstecken brauchten. Doch dies war ein Trugschluss. Wenige Sekunden nachdem wir unsere Rucksäcke in der Gepäckaufbewahrung des Kaliningrader Südbahnhofs aufgegeben hatten, wurden wir von Polizisten festgehalten. Sie führten uns zum KGB, wo eine längere Vernehmung folgte. Als die Situation immer brenzlicher wurde, versuchte ich es auf die ganz einfache Tour: Wir aus DDR, DDR sozialistisches Bruderland, wir Brüder. Freundschaft. Nun hellten sich die Gesichter auf, es folgte ein Telefonat, und dann wurde uns die Entscheidung von Oben verkündet: Wir dürfen uns einen Tag in Kaliningrad aufhalten, aber nur in Begleitung von zwei Sicherheitsbeamten bewegen. Diese kamen

bald und luden uns in einen nagelneuen Lada ein. Da der 11. Oktober 1989 ein Regentag war, erschien uns die Sache jetzt sogar ganz komfortabel. Wir saßen auf dem Rücksitz der Limousine und durften ansagen, wo wir hinwollten. Natürlich wollten wir etwas von dem Wenigen sehen, was aus dem alten Königsberg noch übrig war. Beim Stichwort »deutsche Kulturdenkmäler« ging die Reise los – und wir landeten zuerst beim Thälmann-Denkmal. Als wir nach älteren Denkmälern fragten, standen wir vor einem Karl-Marx-Denkmal.

Als wir auch dieses absolviert hatten, fuhren wir zum »Immanuel-Kant-Museum«. Genaugenommen war es kein eigenes Museum, sondern bestand aus zwei Räumen im Hauptgebäude der Universität. Von außen sah es wie ein sowjetischer Sechzigerjahre-Bau aus; innen in den Korridoren war aber offenkundig noch der Anstrich der Dreißigerjahre an den Wänden. Und in diesen beiden Museumsräumen schien alles untergebracht zu sein, was der Stadt vom alten Königsberg aufbewahrungswürdig erschien: eine Gipsbüste Kants, ein paar Ölbilder und eine Anzahl sehr alter Bücher, die aber überwiegend nichts mit Kant zu tun hatten. Es war wie eine Kombination aus Stadtmuseum und Stadtarchiv, nur dass alles, einschließlich des Arbeitsplatzes der Museumsleiterin, auf diese zwei Zimmer beschränkt schien. Vielleicht wurde uns – angesichts unserer geheimpolizeilichen Begleitung – aber auch nicht alles gezeigt. Schließlich ging es weiter zur Dominsel und von dort aus zum Bahnhof. Die beiden Genossen vom KGB brachten uns bis zum Zug und blieben auf dem Bahnsteig stehen, bis der Zug losfuhr. Die Situation war ziemlich skurril, weil es so aussah, als ob wir von Angehörigen oder Freunden zum Zug gebracht würden...

Zurück in Vilnius, wollte ich nun auch einmal etwas von den anderen baltischen Ländern sehen. So fuhren wir mit einem Nachtbus nach Tallin, die nächste Nacht mit dem Zug nach Riga von dort aus wieder über Nacht nach Kaunas. Tallin und Riga erinnerten sehr an norddeutsche Hafenstädte. Estland schien sich schon weit von der Sowjetunion entfremdet zu haben, hier waren viele Beschilderungen ohne russischsprachige Beifügungen. In Riga fand sich sogar noch eine deutschsprachige Erinnerungstafel für Johann Gottfried Herder.

Zuerst befremdet, dann aber beeindruckt war ich von der rassekundlichen Ausstellung im lettischen Naturkundemuseum, die dort eine ganze Etage ausfüllte. Die biologische Tatsache, dass sich die Spezies *Homo sapiens* ebenso wie die meisten anderen Arten in geographische Rassen untergliedert, wurde völlig unbefangen abgehandelt. Mir wurde vor Augen geführt, dass Rassenkunde nicht zwangsläufig mit Rassismus zu tun haben muss – und dass man geographisch bedingte Unterschiede der menschlichen Konstitution auch analysieren und vergleichen kann, ohne dabei die verschiedenen Eigenschaften einer hierarchischen Bewertung zu unterziehen.

Von Vilnius aus fuhren wir wieder nach Hause – und fanden uns in einem völlig anderen Land wieder. Die DDR, die wir vor zweieinhalb Wochen verlassen



Sie haben uns den Horizont erweitert: Judita, Eimuntas, Lilija, Dalia, Girvydas und Alvydas. Danke!

hatten, gab es nicht mehr. In unserer Abwesenheit hatten sich die grundlegendsten Veränderungen vollzogen, die Ostdeutschland seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges erlebt hatte. Nicht nur Honecker war von der Bildfläche verschwunden, sondern die ganze Atmosphäre war eine andere. Auch wenn es die Mauer noch gab; die Menschen waren frei und zeigten das auch. Am darauffolgenden Montag, dem 23. Oktober 1989, fuhr ich nach Leipzig zur dortigen Montagsdemonstration.

Der Aufstand der Massen war da. Ich sah die ganze Leipziger Innenstadt voller demonstrierender Menschen, hörte den Ruf »Wir sind das Volk!«, und ich fühlte mich plötzlich diesem Volk wirklich zugehörig. An diesem Tag waren etwa 300 000 Menschen bei der Demo. Das Überwältigende war nicht die Masse der Leute, sondern das Gemeinschaftsgefühl. Die unsichtbaren Barrieren und Abgrenzungen zwischen den Menschen lösten sich auf. Zum ersten Mal hatte ich als Oppositioneller das Gefühl, zur Mehrheit dazuzugehören. Denn im Gegensatz zu allen anderen Ostblockländern genossen die Dissidenten in der DDR bisher keine heimliche Wertschätzung bei der Bevölkerungsmehrheit. Nun war alles anders. Ich stand auf einer Bank an der Straßenbahnhaltestelle vorm Leipziger Hauptbahnhof und sah fröhliche und entschlossene Menschen den Leipziger Ring entlangziehen. Ich genoss einen der glücklichsten Momente meines Lebens

In den folgenden Monaten kamen einige Male litauische Freunde zu mir nach Gera zu Gast. Ich zeigte ihnen meine Heimatstadt Zeitz, von deren großer Geschichte man trotz des schlimmen Verfalls ja noch etliches sehen konnte. Sie konnten es kaum fassen, dass in Deutschland ganz ohne Kriegseinwirkungen beeindruckenden Kulturdenkmale wie der Zeitzer Dom in sich zusammenfielen, die vom sauren Regen ausgewaschenen Sandsteinreliefs zerbröselten und die Ziegeldächer einer ganzen Stadt von den Luftschadstoffen geschwärzt waren. – Bei einem Treffen mit Zeitzer Freunden erzählte einer den Lokalwitz, dass auch Zeitz demnächst eine westliche Partnerstadt bekommen soll: Pompeji. Als ich vor einiger Zeit die Stadt wieder einmal besuchte, las ich unter dem Ortschild, dass Zeitz nun eine Partnerstadt im Osten hat: Kaliningrad.